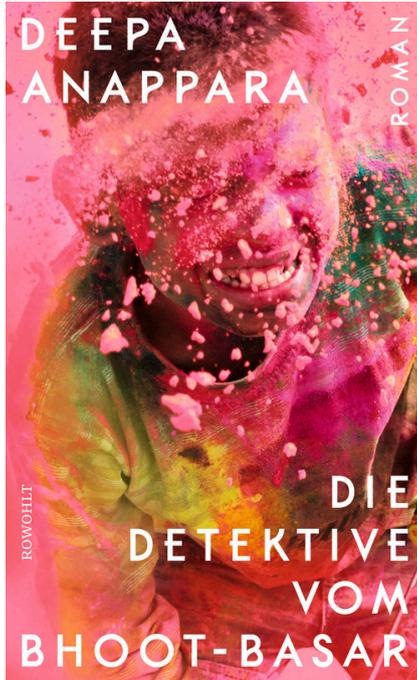


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00118-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

DEEPA ANAPPARA

**DIE DETEKTIVE
VOM BHOOT-BASAR**

Roman

Aus dem Englischen von pociao
und Roberto de Hollanda

ROWOHLT

Am Ende des Buches findet sich ein alphabetisches
Glossar zur Erklärung indischer Eigenheiten und Begriffe

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, März 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel

«Djinn Patrol on the Purple Line» bei Chatto & Windus, London.

Copyright © 2020 by Deepa Anappara

Gesetzt aus der Foundry Wilson

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-498-00118-6

Inhalt

EINS

Diese Geschichte wird euch das Leben retten
Ich betrachte unser Haus

EINS

Diese Geschichte wird auch das Leben retten

Als Mental noch lebte, war er der Chef einer Bande von achtzehn bis zwanzig Kindern, die für ihn arbeiteten, und nur selten erhob er gegen eins von ihnen die Hand. Jede Woche schenkte er ihnen Schokoriegel und Karamellbonbons, die sie unter sich verteilten, und außerdem machte er sie unsichtbar für die Polizei, die Evangelisten-Typen, die sie von der Straße holen wollten, und Männer, die sie mit gierigen Augen verfolgten, wenn sie über die Gleise flitzten und leere Plastikflaschen aufsammelten, bevor ein Zug sie überrollen konnte.

Mental machte kein Theater, wenn ihm seine kleinen Lumpensammler nur fünf statt fünfzig Bisleri-Flaschen brachten oder er sie während der Arbeitszeit in der Schlange vor dem Kino erwischte, wo sie in ihren Sonntagskleidern um Premierenkarten anstanden, die sie sich gar nicht leisten konnten. Aber wenn sie Bleichmittel geschnüffelt hatten und mit roten Nasen, mit vollmondgroß geschwollenen Augen ankamen und ihre Worte ineinanderflossen wie eine Mischung aus Blut und Wasser, knöpfte er sie sich vor. Dann drückte er seine Gold Flake Kings auf ihrem Handgelenk oder ihrer Schulter aus und nannte das die Verschwendung einer guten Zigarette.

Der penetrante Geruch nach verbranntem Fleisch folgte seinen Jungs auf Schritt und Tritt und vertrieb den süßen, kurzen Kick von Korrekturflüssigkeit oder Klebstoff. Mental hämmerte ihnen Vernunft in den Schädel, ja wirklich, das tat er.

Wir sind ihm nie begegnet, weil er lange vor unserer Zeit in diesem Viertel lebte. Aber die Leute, die ihn kannten, wie der Friseur, der seit Jahrzehnten stoppeli-

ge Bärte rasiert, oder der Spinner, der Asche auf seine Brust schmiert und sich für einen Heiligen hält, reden bis heute von ihm. Sie sagen, seine Jungs hätten nie darüber gestritten, wer als Erster auf einen fahrenden Zug aufspringen durfte oder wer ein in der Spalte hinter dem Sitz eingeklemmtes Stofftier oder Spielzeugauto behalten konnte. Mental brachte seinen Jungs bei, anders zu sein. Deshalb lebten sie länger als alle anderen, die in den Bahnhöfen des Landes arbeiteten.

Eines Tages aber starb Mental selbst. Seine Jungs wussten, dass er damit nicht gerechnet hatte. Er war jung und gesund gewesen und hatte ihnen versprochen, einen Lieferwagen zu mieten und sie zum Taj zu fahren, ehe der Monsun in die Stadt kam. Tagelang trauerten sie um ihn. Unkraut spross aus dem mit ihren Tränen getränkten kahlen Boden.

Danach mussten die Jungs für Männer arbeiten, die ganz anders waren als Mental. In ihrem neuen Leben gab es weder Schokoriegel noch Kinobesuche, nur versengte Hände von Gleisen, die im Sommer golden glänzten, wenn bereits morgens um elf fünfundvierzig Grad herrschten. Im Winter fielen die Temperaturen auf ein oder zwei Grad, und manchmal, wenn der Dunst weiß und körnig wie Staub war, schälte der messerscharfe Rand der vereisten Gleise den Jungs die Haut von den blasigen Fingern.

Jeden Tag nach ihren Beutezügen wuschen sich die Jungs das Gesicht mit dem Wasser, das aus einem leckenden Rohr am Bahnhof tröpfelte, und schickten ein kollektives Gebet zu Mental empor, damit er sie davor bewahrte, dass ihnen ein Zug die Arme und Beine zu Knochenmehl zermalmen oder ein Gürtel durch die Luft sausen würde, der ihnen das Rückgrat brach, sodass sie nie wieder laufen konnten.

Ein paar Monate nach Mentals Tod starben zwei Jungs beim Aufspringen auf Züge. Milane kreisten über ihren zerquetschten Körpern, und Fliegen küssten ihre blauschwarzen Lippen. Die Männer, für die sie schufteten, hielten es für rausgeworfenes Geld, ihre Leichen zu bergen und einäschern zu lassen. Die Züge hielten nicht an, und die Loks heulten weiter bis spät in die Nacht.

Eines Abends kurz nach ihrem Tod überquerten drei von Mentals Jungs die Straße, die den Bahnhof von dem Labyrinth kleiner Geschäfte und Hotels trennte, auf deren Flachdächern sich rot-weiße Handymasten und schwarze Wassertanks drängten. Leuchtreklamen blinkten REIN VEGANE SNACKS, BAHNHOFSBlick, UNGLAUBLICHERS !NDIEN und FAMILIENFREUNDLICH. Die Jungs waren auf dem Weg zu einer Stelle nicht weit von hier: einer Backsteinmauer mit Eisengeländer, wo Mental seine Wäsche getrocknet und auch geschlafen hatte, einen Sack mit seinem gesamten Hab und Gut im Arm, als wäre er seine Frau.

Im gelb-rosa Schein der Lettern, die HOTEL ROYAL PINK buchstabierten, sahen sie die kleinen Lehmgötter, die Mental in einer Mauernische aufgestellt hatte - Ganesha mit seinem auf der Brust eingerollten Rüssel, Lord Hanuman mit dem Kräuterberg in der Hand, Krishna, der die Flöte spielt -, und in der Sonne getrocknete und mit Steinen beschwerte Ringelblumen zu ihren Füßen.

Die Jungs stießen die Stirn gegen die Mauer und fragten Mental, warum er hatte sterben müssen. Einer von ihnen flüsterte Mentals richtigen Namen in den Wind, ein Geheimnis, das nur sie kannten, und ein Schatten huschte durch die Gasse. Die Jungs hielten ihn für eine Katze oder einen Flughund, obwohl sich die Luft aufblud, sie den metallischen Geschmack von Elektrizität auf der Zunge hatten und ein regenbogenfarbener Lichtblitz aufflackerte, der so schnell verschwand, dass sie ihn

sich nur eingebildet haben konnten. Sie waren erschöpft von der Flaschensammelei und schwindelig vor Hunger. Aber als sie am nächsten Tag den Abfall in den Gängen eines Zuges durchwühlten, fand jeder von ihnen einen Fünzig-Rupien-Schein unter den Schlafwagenbetten.

Sie wussten, dass es ein Geschenk von Mentals Geist war, denn die Luft um sie herum war von seinem warmen Atem erfüllt und roch nach seinen Gold Flake Kings. Er war gekommen, weil sie ihn bei seinem richtigen Namen gerufen hatten.

Die Jungs fingen an, Zigaretten für Mental auf seiner Mauer zu hinterlassen oder kleine Schalen aus Stanniolpapier mit würzigen Kichererbsen, die mit scharfem Limonensaft verfeinert und mit Korianderblättern und roten Zwiebelringen garniert waren. Sie rissen derbe Witze über die Gerüche und Geräusche, die Mental fabriziert hatte, nachdem er eines Nachmittags ein viertel Kilo Kichererbsen auf einmal verdrückt hatte. Seinem Geist gefiel das gar nicht, und anschließend fanden sie in ihren Hemden Brandlöcher von Zigaretten.

Inzwischen sind Mentals Jungs überall in der Stadt verstreut, und wir wissen, dass einige von ihnen geheiratet und eigene Kinder bekommen haben. Doch bis heute wird ein Junge, der mit leerem Magen und Mentals richtigem Namen auf den rissigen Lippen einschläft, am nächsten Morgen auf einen weißen Touristen stoßen, der ihm ein Eis spendiert, oder eine ältere Dame, die ihm ein Paratha in die Hand drückt. Es ist nicht viel, aber Mental war kein reicher Mann, und deshalb ist er auch kein reicher Geist.

Das Komische ist, dass seine Jungs ihm diesen Namen gaben. Als sie ihm das erste Mal begegneten, erkannten sie, dass er in vielerlei Hinsicht streng war, sein Blick aber sanft wurde, wenn sie ihm einen fehlenden Zeh oder eine Narbe zeigten, die wie ein toter Fisch hin-

ten auf dem Oberschenkel prangte, wo man sie mit einer rot glühenden Eisenkette ausgepeitscht hatte. Sie kamen zu dem Schluss, dass nur ein *Verrückter* in dieser korrupten Welt halbwegs gut sein konnte. Zuerst nannten sie ihn *Bruder*, die Jüngsten *Onkel*, und erst viel später sagten sie: *Mental, guck mal, wie viele Flaschen ich heute gefunden habe*. Er störte sich nicht daran, weil er wusste, wie sie auf den Namen gekommen waren.

Monate nachdem er Mental geworden war und an einem Frühlingsabend schon mehrere Gläser Bhang geleert hatte, kaufte er seinen Jungs cremigen Milchreis in Tonschalen und raunte ihnen den Namen zu, den seine Eltern ihm gegeben hatten. Er erzählte, wie er mit sieben von zu Hause ausgerissen war. Seine Mutter hatte ihn geohrfeigt, weil er die Schule geschwänzt und sich mit den Möchtegern-Casanovas auf der Straße herumgetrieben hatte, die jedes Mal laut johlten, wenn ein Mädchen an ihnen vorbeikam.

Die ersten Wochen in der Stadt hatte Mental im Bahnhof verbracht, hatte die Reste halb geleerter Proviantpakete verschlungen, die die Fahrgäste aus den Zugfenstern geworfen hatten, und sich in den Alkoven unter den Überführungen vor der Polizei versteckt. Jeder dumpfe Schritt über ihm fühlte sich an wie ein Schlag auf den Kopf. Eine Zeitlang glaubte er, seine Eltern würden mit einem der Züge kommen, um ihn zu suchen, ihn ausschimpfen, weil er ihnen so einen Schreck versetzt hatte, und ihn wieder mit nach Hause nehmen. Nachts schlief er unruhig; er hörte die Mutter seinen Namen rufen, doch es war nur der Wind, das Rattern eines Zuges oder die schrille Stimme einer Frau, die verkündete, der North-East-Express aus Shillong habe vier Stunden Verspätung. Hin und wieder dachte Mental daran, nach Hause zurückzukehren, tat es aber nicht, weil er sich schämte und weil die Stadt aus Jungs richtige Männer

machte. Er hatte es satt, ein Kind zu sein, und wollte ein Mann werden.

Jetzt, da Mental ein Geist ist, wünscht er sich, er wäre noch mal sieben. Wir glauben, dass er deshalb seinen alten Namen hören möchte. Er erinnert ihn an seine Eltern und an den kleinen Jungen, der er war, bevor er auf den Zug aufsprang.

Mentals richtiger Name ist ein Geheimnis. Seine Jungs würden ihn niemandem verraten. Wahrscheinlich ist er so gut, dass ein Filmstar ihn geklaut hätte, wenn Mental nach Mumbai gegangen wäre, statt hierherzukommen.

In dieser Stadt gibt es viele Mentals. Wir brauchen keine Angst vor ihnen zu haben. Unsere Götter sind zu beschäftigt, um unsere Gebete zu erhören, doch Geister ... Geister haben nichts anderes zu tun, als zu warten und zu wandern, zu wandern und zu warten, und sie hören immer auf unsere Worte, weil ihnen die Zeit lang wird und das eine Möglichkeit ist, sie sich zu vertreiben.

Aber vergesst nicht, sie arbeiten nicht umsonst. Sie helfen uns nur, wenn wir uns revanchieren. Bei Mental ist es eine Stimme, die seinen richtigen Namen ruft, und bei anderen ein Glas Fusel, ein Zweig Jasmin oder ein Kebab aus Ustads Imbiss. Nicht viel anders als das, was Götter den Menschen abverlangen, wobei die meisten Geister nicht erwarten, dass wir fasten, Lampen anzünden oder immer wieder ihren Namen in ein Notizheft kritzeln.

Am schwierigsten ist es, den richtigen Geist zu finden. Mentals ist der für Jungs, denn er hat nie Mädchen angeheuert, aber es gibt auch Geister für Frauen, für Greisinnen und sogar Babygeister, die kleine Mädchen beschützen. Vielleicht brauchen wir Geister mehr als jeder andere, weil wir Bahnhofskinder sind, ohne Eltern und

Zuhause. Wenn wir noch immer da sind, dann nur, weil wir wissen, wie man Geister gezielt beschwört.

Manche Leute meinen, wir würden an das Übernatürliche glauben, weil wir Klebstoff schnüffeln, Heroin schnupfen und Desi-daru trinken, der so stark ist, dass er einem Baby einen Schnurrbart ins Gesicht zaubern könnte. Aber diese Leute, Leute mit Marmorböden und Elektroheizungen, waren nicht dabei, als die Polizei in einer kalten Winternacht Mentals Jungs aus dem Bahnhof vertrieb.

In dieser Nacht blies ein eisiger Wind durch die Stadt, der selbst im Gestein seine Spuren hinterließ. Die Jungs hatten keine zwanzig Rupien, um für acht Stunden eine Decke zu mieten, und der Decken-Wallah schimpfte, als sie fragten, ob er ihnen nicht eine auf Pump geben könnte. Zitternd hockten sie unter einer dunklen Straßenlaterne mit kaputtem Glasgehäuse vor einer Nachtunterkunft, in der es keine freien Betten mehr gab. Räder aus Schmerz drehten sich in ihren Händen und Beinen. Als sie es nicht länger aushielten, riefen sie Mental.

Tut uns leid, dass wir dich schon wieder stören müssen, sagten sie. Aber wir haben Angst zu sterben.

Die kaputte Straßenlaterne knisterte und glühte auf. Die Jungs blickten empor. Warmes Licht ergoss sich wie gelber Honig über sie.

«Wartet», sagte Mentals Geist zu ihnen. «Vielleicht kann ich noch mehr für euch tun.»

Ich betrachte unser Haus

kopfüber und zähle fünf Löcher im Blechdach. Vielleicht sind es mehr, aber das kann ich nicht sehen, weil der schwarze Smog draußen die Sterne vom Himmel verschluckt hat. Ich stelle mir vor, dass ein Dschinn auf dem Dach hockt und die Augen wie einen Schlüssel im Schlüsseloch dreht, während er zu uns hineinlugt und wartet, dass Ma, Papa und Runu-Didi einschlafen, damit er mir die Seele aus dem Leib saugen kann. Dschinns gibt es ja in Wirklichkeit gar nicht, aber wenn es welche gäbe, würden sie nur Kinder stehlen, weil wir die zartesten Seelen haben.

Meine Ellbogen zittern auf dem Bett, deshalb stütze ich die Beine an der Wand ab. Runu-Didi hört auf, die Sekunden zu zählen, die ich schon auf dem Kopf stehe, und sagt: «Arrey, Jai, ich bin direkt neben dir, und du schummelst trotzdem. Schämst du dich nicht?» Ihre Stimme ist schrill und aufgeregt, so sehr freut sie sich, dass ich nicht so lange kopfstehen kann wie sie.

Didi und ich wetteifern darum, wer am längsten auf dem Kopf stehen kann, aber es ist kein fairer Wettkampf. In unserer Schule gibt es erst ab der sechsten Klasse Yoga-Unterricht, und Runu-Didi geht in die siebte, wird also von einem richtigen Yoga-Lehrer unterrichtet. Ich dagegen bin erst im vierten Schuljahr und muss mich auf Baba Devanand im Fernsehen verlassen, der behauptet, wenn Kinder wie ich Kopfstand machen, werden sie:

- nie eine Brille tragen müssen;
- nie weiße Haare oder schwarze Löcher in den Zähnen kriegen;
- nie Gehirnerweichung, lahme Arme oder Beine haben;
- in der Schule, im College und zu Hause immer die Nr.1 sein.

Ich mag Kopfstand zehnmal lieber als die Schnaufübungen, die Baba Devanand im Lotussitz mit gekreuzten Beinen macht. Wenn ich aber jetzt noch länger auf dem Kopf stehe, breche ich mir das Genick, deshalb lasse ich mich wieder aufs Bett plumpsen, das nach Korianderpulver, rohen Zwiebeln, Ma, Ziegelsteinen, Zement und Papa riecht.

«Baba Jai hat sich als Schwindler entpuppt», schreit Runu-Didi wie die Reporter, die jeden Abend rot vor Zorn werden, wenn sie im Fernsehen die entsetzlichen Nachrichten vorlesen müssen. «Will unser Land nur zusehen und nichts tun?»

«Uff, Runu, ich kriege noch Kopfschmerzen von deinem Geschrei», sagt Ma aus der Küchenecke. Dasselbe Teigholz, mit dem sie mir den Hintern versohlt, wenn ich Kraftwörter in den Mund nehme, hilft ihr jetzt dabei, vollkommen runde Rotis zu formen, während Runu-Didi über Mas Handy mit Nana-Nani telefoniert.

«Gewonnen, gewonnen», singt Didi jetzt. Sie ist lauter als der Fernseher im Haus nebenan, das Geschrei des Babys im Haus neben dem von nebenan und die Nachbarn, die sich Tag für Tag darüber streiten, wer wem Wasser aus welchem Tank geklaut hat.

Ich stecke mir die Finger in die Ohren. Runu-Didis Lippen bewegen sich, aber es ist so, als würde sie die Blubbersprache der Fische in einem Aquarium sprechen. Ich kann kein Wort von ihrem Geplapper verstehen. Wenn ich in einem großen Haus wohnen würde, würde ich mit meinen verschlossenen Ohren - immer zwei Stufen auf einmal - die Treppe raufsprinten und mich oben in einen Schrank verdrücken. Aber wir wohnen in einem Basti, deshalb hat unser Haus bloß ein Zimmer. Papa sagt immer, dass es in diesem Zimmer alles gibt, was wir für unser Glück brauchen. Damit meint er

Didi, mich und Ma und nicht den Fernseher, unseren wertvollsten Besitz.

Von meinem Platz auf dem Bett aus habe ich den gut im Blick. Er guckt von einem Regal voller Blechteller und -dosen auf mich herab. Runde Buchstaben auf dem Bildschirm sagen: *Dilli - Vermisster Kater des Polizeipräsidenten gesichtet*. Manchmal sehen bei den Nachrichten in Hindi die Buchstaben so aus, als würden sie Blut speien, vor allem, wenn uns die Sprecher schwierige Fragen stellen, die wir nicht beantworten können, wie:

- *Lebt ein Geist im Obersten Gerichtshof?*

oder

- *Bildet Pakistan Tauben zu Terroristen aus?*

oder

- *Ist ein Bulle der beste Kunde dieses Sari-Shops in Varanasi?*

oder

- *Hat ein Rasgulla die Ehe der Schauspielerin Veena zerstört?*

Ma mag solche Geschichten, weil Papa und sie stundenlang darüber streiten können.

Meine Lieblingssendungen sind die, für die ich nach Mas Meinung noch zu klein bin, wie *Police Patrol* und *Live Crime*. Manchmal schaltet Ma eine Sendung mitten im Mord aus, weil ihr davon schlecht wird, wie sie behauptet. Aber manchmal lässt sie sie auch laufen, weil sie gern rät, wer die Bösen sind, und mir erzählt, dass die Polizisten Tomaten auf den Augen haben, denn sie können die Übeltäter nie so schnell ausmachen wie sie.

Runu-Didi hat aufgehört zu plappern und macht jetzt mit ausgestreckten Armen hinter dem Rücken Dehnübungen. Sie hält sich für Usain Bolt, dabei ist sie bloß in der Schulstaffel. Staffellauf ist kein richtiger Sport. Deshalb lassen Ma und Papa sie daran teilnehmen, obwohl einige Chachas und Chachis in unserem Basti mei-

nen, Laufen gehört sich nicht für Mädchen. Didi sagt, wenn ihre Mannschaft erst die Regional- und die Landesmeisterschaft gewonnen hat, werden die Leute im Basti schon die Klappe halten.

Die Finger in meinen Ohren werden langsam taub, deshalb nehme ich sie wieder raus und wische sie an meiner Cargohose ab, die schon voller Tinten-, Schlamm- und Fettflecken ist. All meine Klamotten sind so dreckig wie diese Hose, sogar meine Schuluniform.

Ich habe Ma angefleht, mich die neue Uniform tragen zu lassen, die ich diesen Winter umsonst von der Schule bekommen habe, aber Ma bewahrt sie ganz oben in einem Regal auf, wo ich nicht drankomme. Sie behauptet, nur reiche Leute würden Kleider wegwerfen, in denen noch Leben steckt. Wenn ich ihr zeige, dass mir die braune Hose nur noch bis zu den Knöcheln reicht, sagt Ma, selbst Filmstars würden heutzutage Hochwasser tragen, das wäre der letzte Schrei.

Sie erfindet noch immer Dinge, um mich auszutricksen, wie früher, als ich noch kleiner war als jetzt. Sie weiß nicht, dass Pari und Faiz mich jeden Morgen auslachen und mir sagen, ich sähe aus wie ein Räucherstäbchen, bloß eins, das nach Furz stinkt.

«Ma, hör mal, meine Uniform-», sage ich und verstumme, weil draußen jemand so laut schreit, dass ich fürchte, die Hauswand stürzt gleich ein. Runu-Didi schnappt nach Luft, Mas Hand streift versehentlich die heiße Pfanne, und ihr Gesicht wird scharf und runzlig wie die Schale einer Bittermelone.

Ich denke, es ist Papa, der versucht, uns einen Schrecken einzujagen. Ständig singt er alte Hindi-Lieder mit seiner dröhnenden Stimme, die wie eine leere Gasflasche durch die Gassen unseres Basti rollt und Straßenköter und Babys weckt, die dann losjaulen. Aber nun

lässt ein weiterer Schrei die Wand erzittern, Ma stellt die Pfanne ab, und wir rennen aus dem Haus.

Die Kälte fährt mir in die nackten Füße. Auf der Gasse huschen Schatten und zischeln Stimmen. Der Smog kämmt mein Haar mit Fingern, die rauchig, aber zugleich feucht sind. Leute schreien. «Was ist los? Ist was passiert? Wer schreit da? Hat jemand geschrien?» Ziegen, denen ihre Besitzer alte Hemden und Pullover übergezogen haben, damit sie sich keine Erkältung einfangen, verkriechen sich unter den Charpais auf beiden Seiten der Gasse. Die Lichter in den HiFi-Gebäuden rings um unser Basti flackern kurz auf wie Glühwürmchen und erlöschen. Stromausfall.

Keine Ahnung, wo Ma und Runu-Didi sind. Frauen mit klirrenden Glas-Armreifen halten zur Beleuchtung ihre Handys oder Petroleumlampen in die Luft, aber das Licht ist zu schwach, um den dichten Smog zu durchdringen.

Alle um mich herum sind größer als ich und stoßen mir aufgeregt ihre Hüften und Ellbogen ins Gesicht, während sie sich fragen, was das Geschrei zu bedeuten hat. Mittlerweile ist uns klar, dass es aus dem Haus von Daru-Laloo kommt.

«Da ist was Übles in Gang», sagt ein Chacha, der in unserer Gasse wohnt. «Laloo's Frau ist durchs ganze Basti gelaufen und hat jeden gefragt, ob er ihren Sohn gesehen hat. Sogar auf der Müllkippe war sie und hat seinen Namen gerufen.»

«Laloo auch, obwohl er seine Frau und die Kinder immer verprügelt», sagt eine Frau. «Wartet nur, eines Tages macht auch sie sich aus dem Staub. Und wie kommt dieser Taugenichts dann an Geld? Wo will er seinen Füssel herkriegeln, haan?»

Ich frage mich, welcher von Daru-Laloos Söhnen abhandengekommen ist. Sein Ältester, Bahadur, der Stotterer, geht in meine Klasse.

Die Erde bebt, als irgendwo in der Nähe eine Metro unter uns vorbeirumpelt. Sie wird sich aus dem Tunnel schlängeln, an halbfertigen Gebäuden vorbeirasen und die Brücke zu einer überirdischen Station emporklettern, bevor sie in die Stadt zurückfährt, denn da endet die Purple Line. Die Metrostation ist neu, und Papa gehört zu denen, die ihre glänzenden Wände gebaut haben. Im Augenblick baut er an einem Turm, der so hoch ist, dass sie rote Blinklichter auf dem Dach anbringen müssen, als Warnung für die Piloten, nicht zu niedrig zu fliegen.

Das Geschrei ist verstummt. Mir ist kalt, und meine Zähne führen Selbstgespräche. Plötzlich schießt Runu-Didis Hand aus dem Dunkeln, packt mich und zerrt mich mit. Sie ist so schnell wie bei einem Staffellauf, und ich bin der Stab, den sie gleich weitergeben wird.

«Halt», sage ich und trete auf die Bremse. «Wo willst du hin?»

«Hast du nicht gehört, was die Leute über Bahadur gesagt haben?»

«Dass er verschwunden ist?»

«Willst du nicht mehr erfahren?»

Runu-Didi kann mein Gesicht im Smog nicht sehen, trotzdem nicke ich. Wir folgen einer Laterne, die jemand vor uns schwenkt, aber sie ist nicht stark genug, um die Pfützen zu erhellen, wo sich das Waschwasser gesammelt hat, deshalb tappen wir ständig rein. Das Wasser ist eklig, und ich sollte lieber umkehren, aber ich will auch wissen, was mit Bahadur ist. Im Unterricht nehmen ihn die Lehrer nie dran, weil er so stottert. Im zweiten Schuljahr habe ich mal versucht, sein *ka-ka-ka* nachzuäffen, aber es hat mir nur einen Schlag mit dem Holzlineal

auf die Knöchel eingebracht. Schläge mit dem Holzlineal sind schlimmer als die mit dem Stock.

Fast wäre ich über Fatima-bens Wasserbüffel gestolpert, der mitten in der Gasse liegt wie ein riesiger schwarzer Klecks, im Smog kaum zu erkennen. Ma sagt, der Büffel ist wie ein weiser Mann, der seit Hunderten und Aberhunderten von Jahren bei Sonne, Regen und Schnee meditiert. Faiz und ich haben mal so getan, als wären wir Löwen, haben Büffel-Baba angebrüllt und mit Kieselsteinen beworfen, aber der hat weder mit seinen großen Büffelaugen gerollt noch uns mit seinen rückwärts gebogenen Hörnern gedroht.

Alle Laternen und Handy-Taschenlampen haben sich vor Bahadurs Haus versammelt. Die große Menschenmenge versperrt uns die Sicht. Ich sage Runu-Didi, dass sie warten soll, und dränge mich an Beinen in Hosen, Saris oder Dhotis vorbei und an nach Petroleum, Schweiß, Essen und Metall riechenden Händen. Bahadurs Ma sitzt im Hauseingang und weint, geknickt wie ein Blatt Papier, meine Ma auf einer Seite und unsere Nachbarin Shanti-Chachi auf der anderen. Daru-Laloo hockt neben ihnen, wackelt mit dem Kopf und schielt mit zusammengekniffenen, rot unterlaufenen Augen zu unseren Gesichtern rauf.

Keine Ahnung, wie Ma vor uns hier sein konnte. Shanti-Chachi streicht Bahadurs Ma über das Haar, massiert ihr den Rücken und sagt Dinge wie: «Er ist noch ein Kind, bestimmt ist er irgendwo in der Nähe. Weit kann er doch nicht gekommen sein.»

Bahadurs Ma hört nicht auf zu schluchzen, aber die Abstände zwischen den Schluchzern werden länger. Das liegt daran, dass Shanti-Chachi mit ihren Händen Wunder wirken kann. Ma sagt, Chachi ist die beste Hebamme der Welt. Wenn ein Baby nach der Geburt blau ist und nicht schreien will, kann Chachi das Rot in seine Wangen

und die Stimme in seine Kehle zurückholen, bloß indem sie ihm die Füße massiert.

Ma sieht mich in der Menge und fragt: «War Bahadur heute in der Schule, Jai?»

«Nein», sage ich. Bahadurs Ma sieht so traurig aus, dass ich wünschte, ich könnte mich erinnern, wann ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Bahadur redet nicht viel, deshalb fällt niemandem auf, ob er im Klassenraum ist oder nicht. Plötzlich streckt Pari den Kopf aus dem Meer von Beinen und sagt: «Er war schon eine Weile nicht in der Schule. Das letzte Mal haben wir ihn am Donnerstag gesehen.»

Heute ist Dienstag, also ist Bahadur seit fünf Tagen verschwunden. Pari und Faiz murmeln *zur Seite, zur Seite*, als wären sie Kellner mit Drahtkörben voller dampfender Teegläser. Die Leute lassen sie durch. Dann stehen sie neben mir. Beide tragen noch ihre Schuluniform. Ma hat mir eingeschärft, mich umzuziehen, sobald ich von der Schule nach Hause komme, um die Uniform nicht noch mehr zu verschmutzen. Sie ist zu streng.

«Wo warst du?», fragt Pari. «Wir haben dich überall gesucht.»

«Bloß hier», sage ich.

Pari hat ihren Pony so hochgesteckt, dass er aussieht wie die halbe Zwiebelkuppel einer Moschee. Noch ehe ich fragen kann, wieso bis heute niemand Bahadurs Abwesenheit aufgefallen ist, erklären mir Pari und Faiz den Grund, denn sie sind meine Freunde und können meine Gedanken lesen.

«Seine Mutter war eine Woche oder so nicht da», flüstert Faiz. «Und sein Vater –»

«– ist der größte Saukopf der Welt. Der würde es nicht mal mitkriegen, wenn ihm ein Beuteldachs die Ohren abknabbert, so beduselt ist er die ganze Zeit», sagt Pari laut, als würde sie es gradezu drauf anlegen, dass

Daru-Laloo sie hört. «Die Chachis von nebenan müssten doch gemerkt haben, dass Bahadur verschwunden ist, findet ihr nicht?»

Pari ist immer schnell dabei, anderen die Schuld zu geben, weil sie glaubt, sie selbst wäre vollkommen.

«Die Chachis haben sich um Bahadurs Bruder und seine Schwester gekümmert», erklärt Faiz. «Sie dachten, Bahadur wäre bei einem Freund.»

Ich schubse Pari an und lenke den Blick auf Omvir, der sich hinter den Erwachsenen versteckt. Er dreht einen Ring an seinem Finger, der im Halbdunkel weiß blitzt. Omvir ist Bahadurs einziger Freund, obwohl er in die fünfte Klasse geht und sich in der Schule kaum blicken lässt, weil er seinem Papa helfen muss, einem Bügel-Wallah, der die Falten aus den Kleidern der HiFi-Leute plättet.

«Hör mal, Omvir, weißt du, wo Bahadur steckt?», fragt Pari.

Omvir vergräbt sich in seinem kastanienbraunen Pull-over, aber die Ohren von Bahadurs Ma haben die Frage bereits aufgeschnappt. «Weiß er nicht», sagt sie. «Ihn habe ich zuallererst gefragt.»

Pari deutet mit ihrem Zwiebelturmpöpy auf Daru-Laloo. «Er muss an allem schuld sein.»

Jeden Tag sehen wir Daru-Laloo durchs Basti schlurfen. Der Sabber rinnt ihm aus dem Mund, dabei isst er nichts als Luft. Er sieht aus wie ein Penner, und manchmal fragt er sogar Pari und mich, ob wir nicht ein paar Münzen übrig hätten, damit er sich ein Glas starken Chai kaufen kann. Bahadurs Ma ist diejenige, die das Geld nach Hause bringt, sie arbeitet als Haus- und Kindermädchen für eine Familie in einem HiFi-Gebäude nicht weit von unserem Basti. Auch Ma und viele andere Chachis im Basti arbeiten für die HiFi-Leute, die da oben wohnen.

Ich drehe mich um und werfe einen Blick auf die hohen Häuser mit den tollen Namen, Palm Springs, Mayfair, Golden Gate und Athena. Sie stehen ganz nah an unserem Basti, scheinen aber weit weg zu sein wegen der Müllkippe dazwischen und der hohen, mit Stacheldraht verstärkten Mauer, von der Ma meint, sie wäre nicht hoch genug, um den Gestank fernzuhalten. Hinter mir stehen viele Erwachsene, aber zwischen ihren Schirmmützen kann ich erkennen, dass in den HiFi-Häusern jetzt wieder Licht brennt. Wahrscheinlich haben sie Dieselgeneratoren. In unserem Basti ist es noch immer dunkel.

«Warum bin ich bloß mitgefahren?», fragt Bahadurs Ma. «Ich hätte sie nicht allein lassen dürfen.»

«Die HiFi-Familie ist nach Neemrana gefahren und hat Bahadurs Ma mitgenommen, damit sie auf die Kinder aufpasst», erzählt mir Pari.

«Was ist Neemrana?», frage ich.

«Eine Festung in Rajasthan», erklärt Pari. «Oben auf einem Berg.»

«Bahadur könnte bei den Großeltern sein», sagt jemand zu Bahadurs Ma. «Oder seinen Chacha-Chachis.»

«Ich habe sie angerufen», entgegnet Bahadurs Ma. «Er ist bei keinem von ihnen.»

Daru-Laloo versucht aufzustehen und drückt sich mit einer Hand vom Boden ab. Jemand hilft ihm hoch. Einen Moment steht er schwankend da, dann humpelt er auf uns zu. «Wo ist Bahadur?», fragt er. «Ihr spielt doch immer mit ihm, oder nicht?»

Wir weichen zurück und prallen gegen Leute hinter uns. Omvir und sein kastanienbrauner Pullover verschwinden in der Menschenmenge. Daru-Laloo kniet vor uns nieder und kippt dabei fast um. Trotzdem gelingt es ihm, seine Alter-Mann-Augen auf die gleiche Höhe wie meine Kinderaugen zu bringen. Dann packt er mich an

den Schultern und schüttelt mich heftig, als wäre ich eine Limoflasche, die er zum Sprudeln kriegen will. Ich versuche, mich aus seinem Griff zu befreien. Statt mir beizustehen, machen sich auch Pari und Faiz aus dem Staub.

«Du weißt doch, wo mein Sohn ist, oder?», fragt Daru Laloo.

Vermutlich könnte ich ihm helfen, Bahadur zu finden, denn mit Detektivarbeit kenne ich mich aus, aber dann schlägt mir sein übler Mundgeruch entgegen, und ich will nur noch weg.

«Lass den Jungen in Ruhe», ruft jemand.

Ich glaube nicht, dass Daru-Laloo auf ihn hören wird, aber dann fährt er mir durchs Haar und murmelt: «Schon gut, schon gut», und lässt mich los.

•

Papa geht immer früh zur Arbeit, wenn ich noch schlafe, aber am nächsten Morgen beim Aufwachen steigt mir der Terpentingeruch von seinem Hemd in die Nase, als er mit seinen rauen Händen meine Wangen streichelt.

«Sei vorsichtig. Du gehst mit Runu in die Schule und kommst auch mit ihr zurück, verstanden?»

Ich rümpfe die Nase. Papa behandelt mich wie ein kleines Kind, dabei bin ich schon neun.

«Nach dem Unterricht kommt ihr sofort nach Hause», sagt er. «Du wanderst mir nicht allein durch den Bhoot-Basar.» Dann gibt er mir einen Kuss auf die Stirn und fragt erneut: «Wirst du auch vorsichtig sein?»

Ich frage mich, was seiner Meinung nach mit Bahadur passiert ist. Denkt er etwa, ein Dschinn hätte sich ihn geschnappt? Papa glaubt doch nicht an Dschinns.

Ich gehe mit raus, um ihm Okay-tata-bye zu sagen, danach putze ich mir die Zähne. Männer in Papas Alter waschen sich das Gesicht mit Seife und husten und spucken, als hofften sie, dass sich ihr ganzes Innenleben löst und auf dem Boden landet. Ich würde gern wissen, wie weit meine schaumig weiße Spucke kommt, und lasse meinen Mund explodieren, *bumm-bumm*.

«Hör sofort damit auf, Jai», höre ich Ma sagen. Runu-Didi und sie schleppen Töpfe und Kanister mit Wasser an. Sie haben es aus dem einzigen Hahn geholt, der in unserem Basti funktioniert, aber nur zwischen sechs und acht am Morgen und manchmal eine Stunde lang am Abend. Didi öffnet die Deckel der beiden Wasserfässer, die rechts und links vor unserer Tür stehen, und als Ma die Töpfe und Kanister reinleert, bespritzt sie sich in der Eile mit Wasser.

Ich bin fertig mit Zähneputzen. «Was machst du noch hier?», faucht Ma mich an. «Willst du wieder zu spät zur Schule kommen?»

In Wirklichkeit ist sie selbst zu spät dran, deshalb läuft sie los und versucht gleichzeitig, eine Haarsträhne zu befestigen, die sich aus dem Knoten am Hinterkopf gelöst hat. Die HiFi-Madam, bei der Ma putzt, ist eine niederträchtige Frau. Sie hat Ma schon zweimal verwahrt, weil sie sich verspätet hatte. Eines Nachts, als ich so tat, als würde ich schlafen, hat Ma Papa erzählt, dass die Madam damit gedroht hätte, sie in winzig kleine Stücke zu zerhacken und vom Balkon zu werfen, als Futter für die Milane, die um das Hochhaus kreisen.

Runu-Didi und ich gehen zu den Waschräumen in der Nähe der Müllkippe, mit Eimern, in denen wir Seife, Baumwollhandtücher und Plastikbecher transportieren. Über uns brütet noch immer der schwarze Smog. Er brennt mir dermaßen in den Augen, dass mir Tränen

über die Wangen rollen. Didi zieht mich auf, indem sie sagt, ich würde wohl Bahadur vermissen.

«Weinst du um deinen Kumpel?», fragt sie, und am liebsten würde ich sagen, sie soll den Mund halten, aber vor den Waschräumen haben sich lange Schlangen gebildet, obwohl es dort zwei Rupien kostet, und ich muss mich darauf konzentrieren, das Gewicht von einem Bein auf das andere zu verlagern, damit mir nicht der Hintern platzt.

Der Toilettenmann sitzt an einem Tisch vor dem Eingang, von dem die Frauen- und Männertoiletten abgehen, und er braucht eine Ewigkeit, um das Geld zu kasieren und die Leute durchzulassen. Eigentlich ist seine Arbeitszeit von fünf Uhr morgens bis elf Uhr abends, trotzdem schließt er die Anlage, wann immer es ihm passt, und geht nach Hause. Dann müssen wir auf die Müllkippe. Die ist umsonst, aber da kann jeder unseren Hintern sehen: Mitschüler, Schweine, Hunde und Kühe, die so alt sind wie Nana und Nani und uns die Kleider vom Leib fressen würden, wenn sie könnten.

Runu-Didi steht in der Frauenschlange. Ich bei den Männern. Didi sagt, die Männer würden die ganze Zeit zu den Frauen überlinsen. Wahrscheinlich um zu sehen, ob die Toiletten und Waschräume dort sauberer sind.

Die Männer in meiner Schlange unterhalten sich über Bahadur. «Wahrscheinlich hält sich der Junge irgendwo versteckt und wartet, dass die Mutter seinen Vater vor die Tür setzt», sagt ein Chacha. Alle murmeln zustimmend. Sie glauben, dass Bahadur schon zurückkommen wird, wenn er es satthat, sich auf der Müllkippe mit den streunenden Hunden um ein altes Roti zu balgen.

Die Männer unterhalten sich darüber, wie laut Bahadurs Ma gestern Abend geschrien hat, laut genug, um die Geister im Bhoot-Basar aufzuscheuchen, und dann reißen sie Witze darüber, wie lange sie selbst brau-

chen würden, um zu merken, dass eins ihrer Kinder verschwunden ist. Stunden? Tage? Wochen? Monate?

Ein Chacha sagt, er würde es nicht mal zur Sprache bringen, wenn er es merkt. «Ich habe acht Kinder. Was macht es da für einen Unterschied, ob es eins mehr oder weniger ist?», sagt er, und alle lachen. Der Smog macht auch ihren Augen zu schaffen, also weinen sie gleichzeitig.

Endlich stehe ich an der Spitze der Schlange, zahle den Toilettenmann und erledige schnell mein Geschäft. Ich frage mich, ob Bahadur irgendwohin abgehauen ist, wo es saubere Klos und Waschräume gibt, die nach Jasmin duften. Wenn ich so ein Badezimmer hätte, würde ich mir jeden Tag eimerweise Wasser über den Kopf kippen.

•

Zu Hause setzt Didi mir Tee und Zwieback zum Frühstück vor. Der Zwieback ist steinhart und schmeckt nach nichts, trotzdem esse ich ihn folgsam auf. Bis zum Nachmittag wird es nichts mehr geben. Danach ziehe ich meine Uniform an, und wir machen uns auf den Weg in die Schule.

Obwohl Papa es verboten hat, will ich Didi so schnell wie möglich abschütteln. Aber dann hat sich eine Menschenmenge um Büffel-Baba versammelt. Manche stehen auf Plastikstühlen oder Charpais und verrenken sich den Hals, damit sie besser sehen können. Sie versperren uns den Weg. Ich höre eine Stimme, die ich von gestern Abend wiedererkenne. «Finde meinen Sohn, Baba. Ich rühre mich nicht von der Stelle, bis mein Bahadur gefunden wird», jammert Daru-Laloo.

«Accha, jetzt kannst du nicht mehr ohne deinen Sohn leben, was?», sagt eine Frau. «Aber als du ihn verprügelt hast, war dir das egal!»

«Nur die Polizei kann uns helfen», ruft eine andere Frau. «Seit sechs Nächten ist er nicht nach Hause gekommen. Das ist zu lang.» Ich glaube, es ist Bahadurs Ma.

«Wir sind spät dran», sagt Runu-Didi. Sie hält die Schultasche vor sich und stößt sie den Leuten in den Rücken, damit sie Platz machen, und ich folge ihrem Beispiel. Als wir uns endlich durch die Menge gedrängt haben, sind unsere Haare zerzaust und unsere Uniformen zerknittert.

Runu-Didi streicht ihr Kamiz glatt. Bevor sie es verhindern kann, springe ich über einen Rinnstein und sprinte an Kühen, Hennen, Hunden und Ziegen vorbei, die bessere Pullover tragen als ich, vorbei an einer Frau, die die Gasse fegt und mit Kopfhörern laute Musik aus ihrem Handy hört, und einer weißhaarigen Großmutter, die Bohnen auffädelt. Meine Schultasche prallt gegen einen alten Mann auf einem Plastikstuhl. Das eine Stuhlbein ist kürzer als die anderen, und irgendwer hat den Höhenunterschied mit Ziegelsteinen ausgeglichen. Der Stuhl kippt um, und der Mann landet mit dem Hintern im Dreck. Ich reibe mir das linke Knie, es schmerzt ein wenig, dann laufe ich weiter. Die Flüche des Mannes verfolgen mich bis in die nächste Gasse, in der es nach Cholebature duftet.

Hier warten, vor einem Laden mit Tau Jee, Chulbule und anderen mit Masala bestreuten Knabbereien, Pari und Faiz auf mich. Die hellroten, grünen und blauen Namkeen-Packungen wirken trist im heutigen Smog, und das Ehepaar, dem das Geschäft gehört, sitzt mit um die Gesichter gewickelten Schals hinter der Theke. Mir

macht der Smog weniger zu schaffen, wahrscheinlich, weil ich so kräftig bin.

«Dieser Faiz ist wirklich ein Idiot», sagt Pari, sobald ich bei ihnen bin. Ihre Haarkuppel sieht aus, als würde sie jeden Augenblick einstürzen.

«Der Idiot bist du», entgegnet Faiz.

«Habt ihr gesehen?», frage ich sie. «Daru-Laloo betet zu Büffel-Baba, als wäre er ein Gott.»

«Bahadurs Ma sagt, sie geht zur Polizei», erklärt Pari.

«Die ist megabescheuert», sagt Faiz.

«Die Polizei vertreibt uns, wenn wir uns beschwehren», sage ich. «Ständig drohen sie, Bulldozer zu schicken, um unser Basti plattzumachen.»

«Die können uns nichts anhaben. Wir haben unsere Lebensmittelkarten», erwidert Pari. «Außerdem zahlen wir ihnen Hafta. Von wem wollen sie denn Schmiergeld erpressen, wenn sie uns vertreiben?»

«Es gibt noch jede Menge andere Leute», sage ich. «Indien hat mehr Einwohner als jedes andere Land der Welt. Außer China.» Ein Zwiebackstückchen steckt zwischen meinen Zähnen, und ich pule es mit der Zunge raus.

«Faiz meint, Bahadur wäre tot», sagt Pari.

«Bahadur ist so alt wie wir. Und wir sind noch nicht alt genug zum Sterben.»

«Ich habe nicht gesagt, dass er gestorben ist», protestiert Faiz und fängt an zu husten. Dann spuckt er aus und wischt sich mit beiden Händen über den Mund.

«Vielleicht wurde sein Asthma schlimmer wegen dem Smog, und dann ist er in einen Graben gefallen und nicht mehr rausgekommen», sagt Pari. «Wisst ihr noch, wie er mal im zweiten Schuljahr keine Luft mehr bekam?»

«Du hast geheult», erkläre ich.

«Ich heule nie», entgegnet Pari. «Ma schon, aber ich nicht.»

«Wenn Bahadur in einen Graben gefallen wäre, hätte ihn jemand rausgeholt. Guckt doch, wie viele Menschen hier rumlaufen», sagt Faiz.

Ich schaue mir die Leute an, die an uns vorbeigehen, um rauszufinden, ob sie der Typ sind, der helfen würde. Aber ihre Gesichter sind halb verdeckt von Taschentüchern, die den Smog dran hindern sollen, dass er ihnen in Ohren, Nase und Mund dringt. Manche brüllen durch die improvisierten Masken in ihre Handys. Am Straßenrand steht ein Chole-bhature-Verkäufer; sein Gesicht ist nicht von einem Schal verdeckt, dafür aber von einer Rauchwolke aus dem Bottich mit zischend heißem Öl umhüllt, in dem er seine Bhaturas frittiert. Seine Kunden sind Arbeiter auf dem Weg zu den Fabriken und Baustellen, Straßenfeger und Schreiner, Mechaniker und Securityleute aus den Malls, die nach der Nachtschicht heimwärts laufen. Die Männer schieben sich mit Blechlöffeln die Kichererbsen in den Mund und mampfen. Sie haben die Halstücher bis zum Kinn runtergezogen; ihr Blick ist auf die Teller mit dem heißen Essen fixiert. Wenn jetzt ein Dämon auf sie zustampfte, würden sie es gar nicht merken.

«Hört mal», sage ich, «wieso suchen wir nicht auch nach Bahadur? Entweder liegt er verletzt in einem Krankenhaus oder ...»

«Seine Mutter hat schon alle Krankenhäuser im Basti abgeklappert», erklärt Pari. «Die Frauen in den Waschräumen haben sich drüber unterhalten.»

«Wenn sie ihn gekidnappt haben, könnten wir sogar einen richtigen Entführungsfall aufklären», sage ich. «Bei *Police Patrol* kann man lernen, wie man einen Vermissten findet. Zuerst muss man -»

«Vielleicht hat ihn sich ja ein Dschinn geschnappt», sagt Faiz und berührt mit der Hand das goldene Tawiz, das er an einer ausgefransten schwarzen Schnur um den

Hals trägt. Das Amulett schützt ihn vor dem bösen Blick und bösen Dschinns.

«Nicht mal Babys glauben an Dschinns», sagt Pari.

Faiz runzelt die Stirn, und die klaffende weiße Narbe über seiner linken Schläfe, die knapp am Auge vorbeiführt, wird tiefer, als würde von innen was an der Haut ziehen.

«Kommt, wir gehen», sage ich. Den beiden beim Streiten zuzusehen ist die langweiligste Sache der Welt. «Sonst kommen wir zu spät zum Appell.»

Faiz läuft sehr schnell voran, selbst in den Straßen des Bhoot-Basar, in denen es von viel zu vielen Menschen, Hunden, Fahrrad-, Auto- und E-Rikschas wimmelt. Da ich mit ihm Schritt halten muss, kann ich nicht wie sonst die blutigen Ziegenhufe zählen, die in Af-sal-Chachas Laden zum Verkauf ausliegen, oder von einem Chaat-Verkäufer eine Melonenscheibe schnorren.

Niemand wird mir glauben, aber ich bin hundertpro sicher, dass meine Nase von den vielen Gerüchen nach Tee, rohem Fleisch, Brot, Kebab und Rotis im Basar jedes Mal länger wird. Auch meine Ohren werden größer, wegen den Geräuschen: Kellen kratzen in Töpfen, Metzgermesser schlagen auf Hackbretter, Rikschas und Motorroller hupen, und aus den Videospiehallen hinter schmutzigen Vorhängen dröhnen Schießereien und Flüche. Heute aber behalten meine Nase und die Ohren ihre normale Größe, weil Bahadur verschwunden ist, meine Freunde schmollen und der Smog wie ein Schleier über allem hängt.

Vor uns fallen Funken aus einem Vogelnest von Stromkabeln, die über die Straße hängen.

«Das ist eine Warnung», sagt Faiz. «Allah ermahnt uns zur Vorsicht.»

Pari sieht mich an und zieht die Brauen hoch.

Den ganzen restlichen Weg in die Schule spähe ich in alle Gräben, falls Bahadur doch in einen davon gefallen ist. Ich sehe aber nur leere Verpackungen, zerfetzte Plastiktüten, Eierschalen, tote Ratten, tote Katzen, Hühner und von hungrigen Mäulern ausgelutschte Schafsknochen. Keine Spur von einem Dschinn oder von Bahadur.

[...]